



Klare Regeln für beide Seiten: Bei der Integration gelten sie für Migranten und Alteingesessene, wie im Sport – auch im Tischfußball – für beide Mannschaften. (Fabry)

Kein „Fairplay“ bei der Integration

LEITBILDER. Zusammenleben von Menschen braucht Regeln wie im Sport. Solche Regelwerke wurden in Form von Integrationsleitbildern entwickelt – wenn auch mit einigen Schwächen.

VON ANIA HAAR

Für das Zusammenleben von Migranten und alteingesessenen Österreichern braucht es Regeln – so wie im Sport. Doch im Gegensatz zu niedergeschriebenen Regeln, etwa im Fußball, herrscht beim Thema Integration noch eine gewisse Leere. Um diese zu füllen, wurde vor einigen Jahren mit dem Erarbeiten von Regelwerken begonnen – in Form von Integrationsleitbildern.

Aber was ist ein Integrationsleitbild? Vereinfacht gesagt, ein Konzept für die Integration von Migranten. Ob nun für Dornbirn (s. Artikel rechts), Niederösterreich oder das ganze Land, Österreich ist ein Einwanderungsland geworden. Das alte Rotationsmodell – Zuwanderer kommen, um zu arbeiten, und gehen wieder ins Heimatland – ist überholt. Dementsprechend müssen sämtliche Regeln auf diese Situation ausgerichtet und angepasst werden.

„Verständnis fehlt“

„Das Verständnis für Integration fehlt“, sagt Barbara Liegl, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Ludwig Boltzmann Instituts für Menschenrechte, denn sie werde nur als eine Aufgabe für die Zugewanderten gesehen, „und nicht als eine gesamtgesellschaftliche“. Vergleichbar wir das mit dem Fußball: Die

eine Mannschaft soll spielen, die andere schaut nur zu und bestimmt die Spielregeln. Das ist kein Fairplay, weil beide Seiten handeln müssen: sowohl Migranten als auch Aufnahmegesellschaft.

Die von Innenministerin Maria Fekter Ende März vorgestellten Leitlinien zum „Nationalen Aktionsplan für Integration“ (ein

MEDIA **BM.I**
Dieses Projekt wird durch den Europäischen Integrationsfonds, das Bundesministerium für Inneres und die Stadt Wien kofinanziert
www.m-media.or.at
diepresse.com/integration

Leitbild auf nationaler Ebene) werden von Experten auch als einseitig betrachtet. Das Recht auf Nichtdiskriminierung spiele etwa überhaupt keine Rolle. Allein die Zuständigkeit des Innenministeriums vermittelt, so Liegl, den Eindruck, als ob „Integration eine Frage der nationalen Sicherheit wäre“. Und damit zurück zum Fußball. Nicht mehr die Uefa bestimmt die Spielregeln, sondern das Ministerium.

Aber es ist nicht nur die Einseitigkeit der Schiedsrichter, die über Integration zu entscheiden haben. „Die Integrationsdebatte ist zu sehr auf die Defizite der Migranten

ausgerichtet, nicht auf die Potenziale, die sie mitbringen“, sagt Franz Steiner, Project Manager des Interkulturellen Zentrums in Wien. Wenn über Integration diskutiert wird, sei der Fokus immer auf die Migranten gerichtet. „Was fehlt, ist eine breit geführte öffentliche Diskussion, die alle Integrationsaspekte einschließt“. Sie dürfe nicht bei der Forderung nach Sprachkursen stecken bleiben.

Armut betrifft auch andere

Ein Defizit von Integrationsleitbildern: Es werden nur Maßnahmen für Zuwanderer entwickelt, wie etwa bei der Armutproblematik – doch betrifft dieses Thema nicht ausschließlich Migranten, schließlich gibt es auch in der österreichischen Bevölkerung viele Benachteiligte. Und die fühlen sich dann doppelt zurückgesetzt. Das führt wiederum zu einer weiteren Polarisierung der Gesellschaft.

In einer Umfrage des Instituts für Konfliktforschung haben 248 befragte Gemeinden die Integration als gelungen eingestuft. Wenn es aber um einzelne Aspekte geht, wie den Arbeits- oder Wohnungsmarkt, fällt die Bewertung der Integration doch wesentlich schlechter aus.

Warum gelingt die Umsetzung von Integrationsleitbildern oft nicht? Dafür gibt es sicherlich viele Ursachen. „Eine davon ist politi-

scher Natur“, meint Franz Steiner. „Es gibt bestimmte Ängste und Vorbehalte in den politischen Parteien, das Thema offen zu diskutieren, weil damit die Wählerstimmen verloren gehen könnten.“

Es ist aber nicht so, dass die Integrationsleitbilder sich nicht umsetzen ließen. In ländlichen Räumen scheint es besser zu laufen, aber der „Prozess geht nicht von heute auf morgen und auch nicht auf Knopfdruck“, sagt Luis Fiedlschuster von der ÖAR-Regionalberatung. Das Entscheidende ist jedoch, dass das Bewusstsein für die Integration sich entwickelt und die Menschen damit Gutes verbinden, „dass die Integration bessere Lebensqualität bringt und man sich über die Zugewanderten nicht ärgert, sondern es schätzt, in Vielfalt zu leben und zu denken“, so Fiedlschuster.

Alle müssen mitgestalten

Vom Ziel sind wir aber noch weit entfernt. Integrationsleitbilder sind gute Wegweiser, wenn sie Integration als ein Mannschaftsspiel verstehen, um am Ende ein gutes Spiel zu führen. Sie dürfen jedoch keine theoretischen Konstrukte sein, die Anpassung fordern – und auch „nicht bei der Entwicklung und Fertigstellung zu Ende sein“, betont Liegl, sondern im Prozess von allen Beteiligten mitgestaltet werden.

Dornbirn: Zwischenbilanz des Pioniers

2001 wurde in Dornbirn das erste Integrationsleitbild erstellt. Seither hat sich vieles verändert.

VON DUYGU ÖZKAN

Visionen allein genügen uns nicht“, sagt Roland Andergassen, Leiter der Abteilung für Bildung und Integration in Dornbirn, „es braucht auch Maßnahmen.“ Vor diesem Hintergrund ließ die Stadt Dornbirn 2000/01 einen Integrationsleitplan erstellen, der mehr als eine theoretische Vision eines multikulturellen Zusammenlebens darstellen sollte.

Als konkrete Maßnahme wurde der Aufbau eines Integrationsfachbereiches vorgeschlagen, einer Koordinationsstelle für die Umsetzung des Leitbildes. Tatsächlich wurde eine entsprechende Stelle im Rathaus implementiert.

Dem waren Umfragen unter Migranten und Einheimischen vorangegangen. Schwerpunkt der Maßnahmen: Sprach- und Kulturvermittlung auf verschiedenen Altersstufen, etwa Sprachprojekte für Kinder vor dem Eintritt in den Kindergarten, Sprach- und Orientierungskurse für Frauen und Betreuung von Wohnsiedlungen mit hohem Migrantenanteil. „Wir waren tatsächlich die erste Stadt in Österreich, die ein Integrationskonzept mit integriertem Maßnahmenplan ausgearbeitet hat“, sagt Andergassen.

Defizite bei türkischen Mädchen

Vorarlberg weist nach Wien den zweithöchsten Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund auf, die meisten aus der Türkei und Ex-Jugoslawien. Aus den Gastarbeitern sind Zuwanderer geworden. Damit kam auch die Erkenntnis, dass „der Integrationsprozess nicht bei allen zugewanderten Menschen so verlaufen ist, wie sich ihn sowohl Migranten und Mehrheitsgesellschaft heute wünschen“, sagt Eva Grabherr, Direktorin von „okay – zusammenleben“, ein Wissens- und Kompetenzzentrum für Zuwanderung und Integration. In Sachen Integrationspolitik habe sich aber auch einiges getan, etwa die 2001 ins Leben gerufene Projektstelle.

Bei einer Erhebung des sogenannten „Sozialkapitals“ im Jahr 2008 stellte die Stadt Dornbirn fest, dass „die Beziehungen untereinander und das Zusammenleben größtenteils noch gut funktionieren“, so Andergassen. Dornbirn, das gelungene Beispiel einer funktionierenden Integration? Nicht ganz. Der Zugang zu den Migranten sei noch nicht ohne Hürden. „Defizite wurden besonders bei türkischen Mädchen festgestellt, die ziemlich einsam und abgeschottet innerhalb ihrer Familien leben“, sagt Andergassen. Ein eigenes Mädchencafé soll hier Zugänge schaffen.

Wertschätzung fehlt noch

Die Dornbirner Jugendwerkstätten kümmern sich zudem hauptsächlich um migrantische Jugendliche, um sie „jobtauglich“ zu machen. Woran noch gearbeitet werden müsse? „An wertschätzenden Beziehungen zwischen der österreichischen und der türkischstämmigen Bevölkerung“, fasst Andergassen zusammen.

Seit Erstellung des Dornbirner Integrationsleitbildes ist viel passiert. Zunächst sind viele Vorarlberger Kommunen dem Dornbirner Beispiel gefolgt – und haben eigene Integrationskonzepte erstellt. Das größte Projekt ist aber noch in Arbeit: Das Land Vorarlberg selbst soll noch dieses Jahr über ein Integrationskonzept verfügen.

AUSSTELLUNG

Der mythische Spaziergänger aus Belgrad

Das Architekturzentrum Wien zeigt das Werk des vielseitigen Architekten Bogdan Bogdanović.

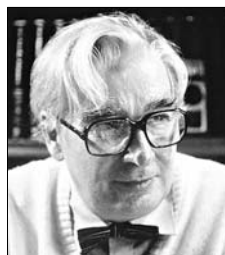
VON IDA LABUDOVIC

Nach Ausbruch des Krieges in Jugoslawien ging Bogdan Bogdanović ins Exil nach Wien. Er musste als Gegner des Milošević-Regimes sein Altbauhaus in Belgrad Anfang der Neunziger verlassen, bewahrte sich aber seine Visionen.

Der Universitätsprofessor und ehemalige Bürgermeister von Belgrad schwärmt noch heute über die serbische Hauptstadt, seine Heimatstadt: „Belgrad war magisch für mich: eine Stadt in einer undefinierten großen und weiten

Umgebung, die kalt und wechselhaft am Wasser gelegen ist.“

35 Jahre lang unterrichtete er an der Fakultät für Architektur und rief das Unterrichtsfach Urbanologie ins Leben. In den Fünfzigerjahren bekam er den Auftrag, ein Mahmal für die getöteten Juden des zweiten Weltkriegs zu schaffen. Ein Wort bestimmte damals seine Profession – Antiperspektive: „Am sephardischen Friedhof gibt es einen Teil mit Perspektive. Von dort wollte ich mit meinem Denkmal eine Antiperspektive zeigen.“ Bogdanović realisierte in Ex-Jugoslawien Gedenkstätten als Zeichen



Bogdan Bogdanović. (Archiv)

gegen den Krieg, eines davon im ehemaligen Konzentrationslager Jasenovac in Kroatien.

In einem seiner Bücher „Vom Glück in den Städten“, schreibt er, wie man eine Stadt erfahren kann. Dazu sagte er: „Ich bin viel durch Belgrad und Wien gebummelt und ich habe mich wie ein mythischer Spaziergänger gefühlt.“ Wer über diesen Spaziergänger mehr erfahren will, hat nun im Architekturzentrum Wien Gelegenheit dazu.

Ausstellung: „Der verdammte Baumelster“, bis 2. Juni 2009, Architekturzentrum Wien, www.azw.at